



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Frau in der Dichtung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Frau in der Dichtung



rüher stellte man zu litterarischer Betrachtung Frauencharaktere aus Shakespeare, Goethe oder Schiller zusammen. Mit diesem harmlosen Geschlecht beschäftigen sich die folgenden Bemerkungen nicht. Die gegenwärtigen Frauen fragen, wie die Männer in der Dichtung ihr — der Frauen — Bild zeichnen, und machen daraus Schlüsse, und zwar praktische, die mit ihrer eignen sozialen Aufgabe in Verbindung stehen. Wie weit zeichnet der Mann die Frau richtig, und wie weit falsch? Woher kennt er eigentlich die Frau so weit, daß er das Recht hat, sie in der Litteratur zu schildern, ihr einen gewissen nach Ständen und Rassen verschiedenen Typus zu geben, der dann von vielen für richtig gehalten wird? Eigentlich müßte doch die Frau, die allein sich wirklich kennt, die Zeichnung dieses Typus übernehmen. Das geschieht auch, aber wenn es geschehen ist — mit diesem in Romanen von Frauen geschilderten Frauentypen sind die Frauen dann in der Regel noch weniger zufrieden, als mit den von Männern gezeichneten. Ist das nicht merkwürdig? Eigentlich doch nicht. Denn es kommt zunächst daher, daß die Männer solche Sachen bei allen Fehlern der Beobachtung und allen Mängeln ihrer Erfahrung immer noch etwas besser machen als die Frauen, weil sie gewohnt sind, die Sachen gründlicher zu nehmen. Wie weit sind nun diese Frauentypen richtige Bilder der Zeit, wenn auch nicht von Vorhandnem und bereits Erreichtem, so doch vielleicht von dem, was man wünscht, und wenn in einem einzelnen Falle auch nur der betreffende Mann der einzige wünschende wäre? Hätte sein Wunsch ein gewisses Recht, dann gehörte sein Buch schon mit zu dem Bilde der Zeit. Es ist sehr berechtigt, daß die Frauen die Frage nach der Richtigkeit jener Typen aufwerfen, es ist sehr interessant, ihr nachzugehen, und es wäre auch nicht unmöglich, darauf eine unser Wissen ausreichend befriedigende Antwort ebenfalls in interessanter Einkleidung zu geben. Also das soziale Bild der Frau in der Litteratur, bei den Dichtern und Romanschriftstellern der europäischen Kulturvölker unsers Jahrhunderts, und wie es sich innerhalb der Jahrzehnte verändert, und auf welcher Stufe ihres Schaffens länger lebende Schriftsteller, die eine Entwicklung durchgemacht, also sich verändert haben, in Bezug auf die Frau das Richtige sahen, d. h. das, was die Spättern von dem Bilde fest-

gehalten haben — das wäre keine so ungeheure Aufgabe. Aber sie könnte auch — zeitlich oder in Bezug auf die Nationen — beschränkt in Angriff genommen werden. Würde dabei, praktisch, für die Wünsche der Frauen in Bezug auf ihre Lage etwas herauskommen? Schwerlich. Aber vielleicht würde man „sich,“ d. h. gegenseitig, Männer und Frauen, besser verstehen, wenn man zusammenstellte und darüber urteilte, wie die Männer in der Litteratur von den Frauen dächten, was dann selbst wieder zu Gedanken in umgekehrter Richtung führen müßte? Jedenfalls müßten die Arbeiten, wenn sie auch nur diesen Nutzen haben sollten, mit einem Teil der gründlichen Gewissenhaftigkeit unternommen werden, die eine große Anzahl jener rein litterarischen Frauenbilder der ältern Zeit auszeichnet. Im Fluge und durch gelegentliches Naschen wird nichts erreicht. Man sollte aber meinen, daß es eine Frau reizen müßte, an einem solchen Thema oder einem Teile davon die Gründlichkeit wissenschaftlicher Arbeit zu versuchen, die bei den Männern gewöhnlich schon vorangegangen ist, ehe sie es unternehmen, sich in so zierlichen und spannend geschriebnen Büchern über derlei Dinge auszusprechen, mit denen die schriftstellernden Frauen doch wohl etwas zu schnell fertig zu sein scheinen.

Wir Frauen und unsre Dichter nennt sich ein jetzt in zweiter Auflage erschienenes Buch von Laura Marholm (Berlin, Duncker, 1896). Die Verfasserin ist bekannt als eine hochgebildete, vielgereifte und welterfahrene, sehr gemäßigte Vertreterin der Frauensache. Ihren Kolleginnen geht sie nicht weit genug. Unsre Zeit ist nun einmal nicht für Halbheiten. Wir haben uns mit ihrem Buche recht gut unterhalten, aber sie sieht ihre Aufgabe wohl ernster an und wird darum vielleicht auch wünschen, daß es andre thun und im Ernst ihre Meinung dazu sagen. Sie behandelt also das Frauenbild, wie es von acht Romanschreibern dargestellt wird und schließt daran ein Kapitel: „Wo stehen wir?“ Für wirklich gelungen können wir nur den Aufsatz über Björnson (den „Priester der Reinheit“) halten. Er ist mit voller Kenntnis, anschaulich und interessant geschrieben. Wer sich über die verschiedenen Wandlungen Björnsons und über das ganz eigentümliche Verhalten der norwegischen und auch der dänischen Bevölkerung zu der Frauenbewegung unterrichten will, kann nichts besseres thun als diesen Aufsatz lesen. Interessirt hat uns ferner, aber zunächst nur weil wir dadurch etwas uns Unbekanntes kennen lernten, das Kapitel über Barbey d'Aurevilly, einen verstorbnen und vergessenen, sehr feinen Prosaschriftsteller normannischer Rasse, der in seinem Ausdruck vieles hat, was an Shakespeare erinnert und uns Deutschen sympathisch ist. Die Verfasserin nennt ihn den „Dichter des Weibmysteriums.“ Uns ist die folgende Charakteristik seines „germanischen Stils“ lieber, „mit seinem Anschwellen ins breite, seinem Stehenbleiben, seinem Verweilen, seiner Gleichgiltigkeit gegen die Pointe, seiner Unlust, die Erzählung technisch abzuschließen, sobald der den Dichter interessirende Punkt überschritten ist.“ Was sie aus seinen Schriften

mitteilt, erregt den Wunsch, mehr davon kennen zu lernen. Was die übrigen Aufsätze anlangt, so hat die Verfasserin viel gelesen und auch viel gesehen und erlebt, und sie handhabt mit großer Sicherheit das Wörterbuch der Psychologie bis zu den allerneuesten Ausdrücken. Selten macht sie Fehler damit. Aber das genügt doch noch nicht, uns deutliche und scharfe Bilder zu geben. In Bezug auf Gottfried Keller und Paul Heyse macht sie einige ganz richtige Beobachtungen, die dann immer wieder im Kreise herumgedreht werden: daß sich Kellers Personen in der freien Natur bewegen und aussprechen, mehr als in geschlossenen Räumen, daß bei ihm oft der praktische Schweizer durchkommt, daß Paul Heyses Männer matte Schmetterlinge sind, während die Frauen ihm und seiner Palette ganz neue Farben zu ihrem Bilde verdanken. Wenn aber jemand, der Keller nicht gelesen hat, erwartet, hier eine Vorstellung von ihm zu bekommen, so würde sich ihm diese Erwartung nur so erfüllen können, daß er an der Hand dieser blickartig ihm entgegenwirbelnden Geistreichigkeiten Keller zu lesen unternähme, wobei er dann aber auch jene Bemerkungen hätte entbehren können. Paul Heyse wird von der Verfasserin in allen Tonarten gelobt, wobei sie wieder für den Eindruck eines Lesers, dem seine Gestalten nicht gegenwärtig sind, nicht über ganz allgemeines hinauskommt, und ganz zuletzt wird man noch überrascht, gerade aus ihrem Munde zu hören, Heyse wolle sie und ihresgleichen zu „Apfelfuchen mit Schlagjahne“ machen, während sie sich doch vorher bei dem Schlagen jener Sahne ganz wohl zu fühlen schien.

So geht es uns auch mit Ibsen und Tolstoi. Die Verfasserin kennt sie und überschüttet uns mit Titeln, Anspielungen, Namen und geistreichen Wendungen. Aber kennen lernen kann man aus solcher Behandlung doch nichts, dann müßte es wenigstens einfach vorgetragen sein, aber nicht in Pointen, die die Aufmerksamkeit immer auf die geistvolle Geberin zurücklenken, wie eine schöne Hand durch blinkende Ringe um Beifall wirbt. Dann versagt auch wohl einmal das Wörterbuch. Wir hören z. B. bei Gelegenheit von Tolstoi, „daß alle die großen russischen Dichter ebenso vorzügliche Beobachter wie mittelmäßige Denker, ebenso subtile Psychologen wie hilflose Altruisten sind — beides Äußerungen einer jungen Litteratur.“ Versuchen wir diese hübschen Antithesen ernsthaft zu Ende zu denken — und mit Frauen soll man nie sich unterstehn zu scherzen, sagt ja der Alte —, so kommen wir auf — Unsinn. Mehr Blut hat das Bild von Strindberg, obgleich es durchaus nicht abgeschlossen ist, aber hier hat das Temperament die Feder geführt (facit indignatio versum), und der unsympathische, kalte Geselle ist manchmal gut geschildert. „Seinen Horizont bildet die dünne leuchtende Linie der Besitzenden, zu denen er hinauf möchte, ob als Revolutionär oder als gekröntes Genie. Nicht seine Individualität prägt die Dinge mit seiner persönlichen Wertschätzung. Wir haben abgeschätzte, eingeaichte Werte, und erst wenn er diese Werte erreicht hat, das ganz äußerlich Feine und Vornehme, die elegante Wohnung,

die neueste Mode in der Kleidung, das Weib der Oberklasse als Gattin, mit einem Worte: alles erster Klasse, erst dann fühlt er sich im Vollbesitze seines Ichs.“ Strindberg, der Sohn einer Wäscherin, hat sich nämlich in seinen Memoiren von seinen Angehörigen auf die brutalste Weise losgesagt, hat eine adliche Frau geheiratet, lebt im Überfluß und fängt von dieser angenehmen Position aus durch seinen künstlichen Pessimismus Gimpel für die Sozialdemokraten in Scharen ein.

Aber wir sind unversehens in die Rolle geraten, von den Männerporträts Laura Marholms zu erzählen, während es unsre Aufgabe war, weibliche, von jenen Männern entworfne Bildnisse zu betrachten. Wir glauben, daß das auch andern Lesern des Buches so gehen wird. Sie werden sich, wenn sie später einmal den Titel vergessen haben sollten, den Inhalt so umschreiben können: „Wie Laura Marholm über die Männer denkt, die über Frauen geschrieben haben.“ Das letzte Kapitel: „Wo stehen wir?“ ist ernst und stolz. Die Frauen fordern von den Männern, daß sie Männer seien, sie selbst wollen von diesen und mit deren — staatlicher — Erlaubnis zu nichts „gemacht“ werden. Sie wollen selbst etwas sein, und zwar nicht aus ihrem Verstande, „denn damit ist's nicht weit her, sondern aus ihrem Instinkt.“ Dichter und Denker „aus diesem anämischen Jahrhundert“ (also auch den Inhalt dieses Buches) können sie dazu nicht gebrauchen. Sie selbst wollen die „Auserbauerinnen der künftigen Geschlechter“ sein.

Die Verfasserin nimmt es mit ihrer Auffassung von den Aufgaben ihres Geschlechtes sehr ernst. Sie selbst befindet sich wohl dabei — materiell und ästhetisch. Sie streut geschäftig und geschickt die Saat, und wir sehen ihr gern eine Weile dabei zu. Ob sie sich wohl eine klare Vorstellung gemacht hat, wer dereinst ernten wird? Wenn nicht, so kann sie das sehen aus dem Büchlein von Lily von Gizycki, Die neue Frau in der Dichtung (Stuttgart, Dieß, 1886), das sich in flüchtigen Bemerkungen mit englischen Frauenromanen, mit den Frauenbildern jener oben erwähnten Romanschreiber und auch mehrfach mit Laura Marholm beschäftigt. Frau von Gizycki, die Tochter eines Generals, die Witwe eines adlichen Universitätsprofessors, mit dem sie einst für die Zwecke der sogenannten ethischen Kultur thätig war, und nunmehrige Gattin eines sozialdemokratischen Schriftstellers, scheint ihren Lebenslauf in absteigender Linie auch als Schriftstellerin hier zum erstenmale kundzugeben. Nun sagt sie: „In Deutschland bringt der niedrige Stand der Frauenbewegung einen Vorteil mit sich: sie wird in den Strom der stärker und stärker anschwellenden allgemeinen sozialen Bewegung mit hineingerissen werden, ehe sie Zeit hat, es zu einer großen selbständigen Entwicklung zu bringen.“ Darum sind ihr die Frauenbildnisse, die Laura Marholm mühsam zusammenstellt, Zuckerrwasser für das Leben unbeschäftigter, wohlgestellter Frauen. Sie sucht natürlich die „Frau des Volkes“ und findet zunächst bei Sudermann und Hauptmann An-

fänge dazu, die aber doch noch zu sehr in „der Welt, die sie umgiebt,“ wurzeln. Das wahre, richtige Bild wird später wahrscheinlich kein Dichter, sondern eine Dichterin zeichnen, und es wird hervorgehen aus dem großen Kampfe, in dem die „freie Frau,“ der „gleichberechtigte Kamerad,“ an der Seite des Mannes kämpft. „Und aus dem Schoße dieser neuen Frau werden die Führer des Volkes, die Träger der Zukunft erwachsen: die neuen Menschen.“ Wir empfehlen diese Schrift (deren auf sie bezügliche Offenherzigkeiten Frau Laura Marholm am besten selbst nachlesen wird) allen „Frauenrechtlerinnen“ aus bessern Ständen aufs angelegentlichste. Sie können sich viele Umwege ersparen und hier gleich bei der richtigen Couleur eintreten. Es wird unsern Lesern in Erinnerung sein, wie der neulich in Berlin versammelte Frauentag demütig vor der sozialdemokratischen Frauenbewegung kapitulirte, ohne doch von der stolzen Gegnerin angenommen zu werden. Und auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitag warnte eine Rednerin davor, mit den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen zusammenzugehen. Aber, meinte sie, wir wollen sie als Rednerinnen und Schriftstellerinnen zu gewinnen suchen, denn in proletarischen Kreisen fehlt es noch an weiblichen „Intelligenzen“! Für einige der vielen unbeschäftigten Damen besserer Verhältnisse, die für die Befreiung ihres Geschlechts schriftstellernd thätig sind, hat es vielleicht Interesse, zu wissen, für welche Firma sie arbeiten. Ein bißchen Klarheit ist immer etwas wert.

Von wie verschiedenen Seiten läßt sich doch ein und dasselbe Stück Leben ansehen: der eine findet es schimpflich und möchte die Ordnung, auf der es beruht, in Stücke schlagen, dem andern dünkt es zwar nicht leicht, aber doch schön genug, es mit Freuden zu erfüllen. Die Tochter eines armen Oberlehrers in einer pommerischen Provinzialstadt soll in Berlin bei ihrer reichen Tante, die eine Villa in der Tiergartenstraße besitzt, zur Malerin ausgebildet werden, berichtet darüber in Briefen an die Freundin in der Heimat und ist froh, daß sie nach einem in Berlin verlebten Winter wieder daheim ihrer Mutter helfen und den Brüdern die Botabeln überhören kann. Vom Malstock zur Haube von J. Norrmann heißt das Buch (Wolfenbüttel, Zwißler, 1896). Ach, das ist ja nur gedichtet und erfunden! Gewiß, aber hinter dem Buche steht ein Mann, oder vielmehr diesmal eine Frau. Es giebt also noch Frauen, die ihr Leben von dieser Seite auffassen, und viele Menschen kann es erfreuen, daß dadurch gerade auf ein Stück von ihrem Lebenswege Licht fällt. Für die wollen wir diese allerliebste, feine kleine Geschichte ihrem Inhalt nach kurz andeuten.

Die Tante in der Tiergartenstraße muß allerdings sehr reich sein. Sie hatte einst in ein altes Geschäftshaus geheiratet und lebt nun längst als Witwe kinderlos in ihrer vornehmen, wohlversorgten Häuslichkeit, hat offenen Abend und geht wieder aus, besucht Theater und Wohlthätigkeitsfeste und bringt die Sommer auf Reisen zu. So hat sie auch schon oft die Schwester besucht, die

in der Provinzialstadt bescheiden an einen klugen Oberlehrer verheiratet ist und ihrem kinderreichen Hause mit Mühe und manchmal nicht ohne Sorge vorsteht. Die Tante logirt dann in den besten Zimmern des kleinen Hotels, kauft den Kindern die kostbarsten Sachen, bis die Mutter Einhalt thut, und unterhält sich mit dem Vater, ihrem Schwager, dem Oberlehrer, der nie hat reisen können, sehr redfertig über alle erdenkliche Kunst der Welt, wobei es der ältesten Tochter, unsrer Tine, eigentlich so vorkommt, als verstehe ihr einfacher Vater mehr von den Dingen, als die weitgereiste Tante. Tine zeichnet und malt, und jetzt — sie ist dreiundzwanzig Jahre — bietet ihr die Tante an, sie auf ihre Kosten ausbilden zu lassen. Sie bezieht ein Zimmer in der Villa des Tiergartens und nimmt die verschiedensten Eindrücke immer mit den Erinnerungen an die entsprechenden Verhältnisse des einfachen Elternhauses in sich auf. Wie hier nach einem ersten Bewundern und Genießen die gesunde Freude an dem reichen Inhalt ihres frühern, bescheiden Lebens und die Sehnsucht dorthin die Oberhand erhält, ist sehr schön geschildert. Die Tante weiß nicht, wofür sie lebt. Sie bringt den Tag hin und thut, wie dem jungen Mädchen bald klar wird, eigentlich nichts. Weil der Geldbeutel der Tante jedes Hindernis beseitigt, so machen auch die Vorbereitungen auf das Christfest keine Mühe, die daheim soviel Zeit beanspruchten. Dafür muß nun ein großes Kostümfest mit Künstlern und Musikern vorbereitet und schließlich, um der Tante wenigstens für einen Abend etwas der Befriedigung ähnliches zu gewähren, aufgeführt werden. Und die Malerei? Sie ist der Tante eigentlich unleidlich, denn da Tine mit Ernst arbeitet, so ist sie dann hinlänglich ermüdet, um nicht alle Zerstreuungen der Gönnerin mit zu genießen. Im Atelier bei Meister Becker sitzen links in einem gesonderten Raume die Herren, rechts die Damen, diese in vierfacher Zahl von jenen, wirken aber nur quantitativ, denn wie Tine bald heraus hat, ist nur ein frisches Wesen vom Lande darunter, das Talent hat und wenn auch keine große Malerin, doch noch einmal Zeichenlehrerin werden wird. Die andern schaffen nach dem Rezept die bunte Welt des Scheins; drei Reiche der Welt: Luft, Wasser und Erde, und für jedes drei Häufchen Farbe mit dem Spachtel gemischt, auf der Palette, und drei Häufchen Kremsjer Weiß daneben. Dann wird angelegt, übergegangen, in einander gespielt, bis alles zart zusammengeht, und wer den Himmel und das Wasser malen kann, kriegt die Bäume geschenkt. Tine sieht bald, daß diese Kunst, mit deren Hilfe man sich ebenso sicher eines Sonnenuntergangs in Sorrent, wie eines Schiffbruchs an der norwegischen Küste bemächtigt, je nachdem es die Vorlage wünscht, ihre Aufgabe gethan hat, sobald die Weihnachtsbilder nach Hause abgeschickt sind. Sie freut sich fast, daß das Atelier während der Weihnachtswoche geschlossen ist, und wird nun an den Bildern der alten Meister im Museum inne, was es heißt: malen. Inzwischen wird sie durch allerlei andres in der Großstadt an Pflichten erinnert, die sie zu Hause aus-

zuüben pflegte, und denen man dort auf viel schönere Art nachgehen konnte als hier. Wie einfach und gar nicht abschreckend tritt uns an den kleinen Orten das Elend entgegen, wie leicht kann man ihm menschlich näher treten! Was sind dagegen die Veranstaltungen der Wohlthätigkeit in den großen Städten, wie peinlich sind die Berührungen des Einzelnen mit der Armut an den Straßenecken, der er doch nicht helfen kann! So kommt denn dem jungen Mädchen der Gedanke, daß, wenn ihre Pflicht sie nicht nach Hause rief, wohin die Sehnsucht immer größer wird, es wenigstens ein ernsthafter Beruf sein müßte, der sie von dort fern hielte: sie möchte in der Krankenpflege arbeiten. Da stirbt plötzlich die Tante schnell an einem Unfall unter vielen Schmerzen; Tine sieht, wie sich die helfende barmherzige Schwester dabei über alle Beschreibung hilfreich erweist. Sie will ihren eignen Plan darauf gründen, sobald der Haushalt in Berlin aufgelöst ist. Die Tante hat nichts nennenswerthes hinterlassen, das Grundstück ist verschuldet, und ihr Vermögen war längst in eine hohe Leibrente verwandelt. Ein Teil des Ertrages aus dem Verkauf des Mobiliars fällt Tines Eltern zu.

Hiermit schließt die Erzählung des kleinen Buches, das selbstverständlich in Bezug auf die Fragen, von denen es ausgeht, nichts weiter bringen kann, als etwas Stimmung und Lust, weiter über sie nachzudenken. Denn auch die Ehe, mit der hier am Ende allem weitem abgeholfen wird, macht sich in der Dichtung leichter, als manchmal im Leben. Die Vorrede fingirt nämlich, daß die Briefe zwanzig Jahre später von der Empfängerin an die Schreibende zurückgeschickt werden, wo beide glücklich verheiratet und auf diese Weise mit einander verwandt geworden sind. Es ist also eine hübsche kleine, im versöhnlichen Sinne geschriebne soziale Erzählung.

Wir verbinden hiermit noch einige Bemerkungen über ein andres in demselben Verlage erschienenenes Frauenbuch: *Skarus*, eine Reisenovelle von H. Mellin. In der, wie man meinen möchte, abgegriffnen Form einer Beschreibung von Reiseindrücken, die sich hauptsächlich auf Rom beziehen, erhalten wir einen tief angelegten Lebensroman, wirklich vornehm, nicht nur in dem Sinne, daß ihn meist vornehme Menschen darstellen. Die Tochter eines pommerischen Gutsbesitzers, verlobt in den Verhältnissen ihres Standes, macht vor ihrer Verheiratung einen Ausflug in das Reich der Freiheit und der Phantasie. Einige solche Menschen ihres spätern Kreises treten uns entgegen, adliche Reisende, korrekte, selbstzufriedne Menschen. Gabriele fliegt etwas höher. Ihre Beschützerin in Rom ist Julia, eine unabhängige, talentvolle Freundin von männlichem Charakter, die dort lebt und, da sie keine Angehörigen mehr hat, dauernd dort zu bleiben entschlossen ist. Sie malt und bildet mit einer Hausdame zusammen den Mittelpunkt eines kleinen Kreises, der sich entsprechend den Reisezeiten und ihrem Wechsel von Menschen verändert.

Gabriele ist der „*Skarus*.“ Unter den Eindrücken der südlichen Natur

und der Kunst nimmt sie eine Richtung, um deretwillen Zulien oft ein „armes Kind“ entchlüpft, ohne daß Gabriele weiß, wie das gemeint ist. Es kommen nun sehr interessante, gut gezeichnete Charaktere, ein päpstlicher Kammerherr französischen Bluts, ein schwedischer Gelehrter, daneben wieder gewöhnlichere Staffage. Erst am vorletzten Tage ihres römischen Aufenthalts wird es Gabriele auf eine ergreifende Weise klar, warum sie nicht für den pommerschen Landjunker paßt, dem sie gleichwohl treu bleibt. Das Psychologische ist von großer Feinheit, und der Hintergrund dazu, die Schilderung der Natur und der Kunst ist von einer nicht gewöhnlichen Anschaulichkeit. Es wird nicht viel solche von Dilettanten geschriebne Bücher über Stalien geben. Auch wer die Dinge recht gut zu kennen glaubt, wird manchmal durch eine originelle Beobachtung angenehm berührt werden. Die Verfasserin hat gut beobachtet. Das soziale Problem, das auch hier nicht fehlt, steckt in der Amazone Zulia. Das Buch selbst ist aber weit bedeutender als das vorige und kann auch anspruchsvollen Lesern empfohlen werden. Für unsern persönlichen Geschmack zeigt sich in einem solchen Buche die Frau in der Dichtung in ihrer angenehmsten Form.



Die Prozeßführung armer Leute



aß es bei unsrer Gesetzgebung im preußischen Staate möglich ist, daß man nicht zu seinem Rechte gelangen kann, werden unsre wohlthätigsten Staatsbürger nicht recht glauben wollen. Und doch kommt das gar nicht selten vor, wenn Personen, die außer stande sind, ohne Beeinträchtigung des für sie und ihre Familie notwendigen Unterhalts die Kosten des Prozesses zu bestreiten — und dazu gehört die große Mehrheit der Bevölkerung —, einen Anspruch auf dem Prozeßwege verfolgen wollen.

Wenn ein Arbeiter einen Anspruch, der zu der Zuständigkeit des Amtsgerichts gehört — andre Ansprüche wird ein Arbeiter selten geltend zu machen haben —, gegen einen andern, der meilenweit von ihm in einem andern Gerichtsbezirk wohnt, verfolgen will, so wird er sich, da er selbst nicht weiß, wie er dies anzufangen hat, an einen sogenannten Winkelkonsulenten wenden. Dieser sagt ihm, er müsse sich zunächst eine Bescheinigung über seine Armut von der Polizeibehörde besorgen. Kommt er dann mit dieser Bescheinigung zu dem Winkelkonsulenten zurück, so macht dieser für ihn ein Gesuch um Be-